

**Leseprobe aus:**



ISBN: 978-3-499-27172-4

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

Toni Morrison wurde 1931 in Lorain, Ohio, geboren, studierte an der Cornell University Anglistik und hatte an der Princeton University eine Professur für afro-amerikanische Literatur inne. Zu ihren bedeutendsten Werken zählen «Sehr blaue Augen», «Jazz», «Menschenkind» und die Essaysammlung «Im Dunkeln spielen». Sie ist Mitglied des National Council on the Arts und der American Academy of Arts and Letters und wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. 1993 erhielt sie den Nobelpreis für Literatur.

Hätte Amerika eine Nationalschriftstellerin, so wäre es Toni Morrison.» THE NEW YORK TIMES

«Toni Morrison schafft es seit Jahrzehnten mit ihren Romanen, Zeitgeschichte und die aktuelle Politik nicht nur zu thematisieren, sondern sogar zu bewegen.» DEUTSCHLANDFUNK

Toni Morrison

**Gott, hilf dem Kind**

Roman

Aus dem Englischen von Thomas Piltz

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2015  
unter dem Titel «God Help the Child»  
bei Alfred A. Knopf, New York.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,  
Reinbek bei Hamburg, November 2018  
Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg  
«God Help the Child» Copyright © 2015 by Toni Morrison  
Umschlaggestaltung any.way, Hamburg, nach einem  
Entwurf von Anzinger und Rasp, München, nach  
der Originalausgabe von Chatto & Windus, UK  
Umschlagabbildung Mark Vessey  
Satz aus der Janson bei CPI books GmbH, Leck  
Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck, Germany  
ISBN 978 3 499 27172 4

# Inhalt

Widmung

Motto

Erster Teil

Sweetness

Bride

Brooklyn

Bride

Sweetness

Bride

Brooklyn

Bride

Sofia

Zweiter Teil

\*

Sofia

\*

Rain

Dritter Teil

\*

Vierter Teil

Brooklyn

\*

Sweetness

Für Dich

Lasset die Kinder zu mir kommen  
und wehret ihnen nicht  
Lukas 18,16

# Erster Teil



## Sweetness

Ich kann nichts dafür. Mir könnt ihr nicht die Schuld geben. Ich hab's nicht gemacht, und ich habe keine Ahnung, wie es passieren konnte. Kaum eine Stunde hat es gebraucht, nachdem sie sie zwischen meinen Schenkeln herausgezogen hatten, um zu merken, dass etwas nicht stimmte. Ganz und gar nicht stimmte.

Sie war so schwarz, dass sie mir Angst machte. Mitternachtsschwarz, sudanesisch schwarz. Ich habe eine hellere Haut und gutes Haar, so wie die von uns, die wir die Gelben nennen, und Lula Anns Vater ist genauso. In meiner Familie gibt es niemanden, der auch nur annähernd diese Farbe hat. Teer ist der beste Vergleich, der mir einfällt, aber ihr Haar passt nicht zu dieser Haut. Es ist anders – glatt, aber lockig wie bei diesen nackten Stämmen in Australien. Man könnte sie für einen Rückfall halten, aber wohin? Ihr hättet meine Großmutter sehen sollen; sie wurde für eine Weiße gehalten, und gegenüber keinem ihrer Kinder hätte sie jemals etwas anderes behauptet. Briefe, die sie von meiner Mutter oder meinen Tanten erhielt, schickte sie postwendend zurück, ungeöffnet. Irgendwann hatten alle kapiert, dass sie keinen Kontakt wünschte, und man ließ sie in Frieden. Alle Halb- und Viertelmischlinge waren damals so, vorausgesetzt, sie hatten das passende Haar. Habt ihr eine Vorstellung, in wie vielen weißen Adern heimlich Negerblut fließt? Ratet mal. In zwanzig Prozent, habe ich gehört. Auch meine Mutter Lula Mae wäre ohne weiteres als Weiße durchgegangen, aber sie entschied sich anders. Sie hat mir erzählt, welchen Preis sie dafür bezahlen musste. Als sie und mein Vater zum Gericht gingen, um sich trauen zu lassen, lagen da zwei Bibeln, und sie mussten ihre Hände auf diejenige legen, die für *Neger* reserviert war. Die andere war für die Hände der Weißen. Die Bibel! Ist das zu fassen! Meine Mutter war Haushälterin bei einem reichen

weißen Paar. Die aßen jede Mahlzeit, die sie kochte, und verlangten von ihr, ihnen in der Badewanne den Rücken zu schrubben und Gott weiß was noch für andere intime Dinge. Aber die gleiche Bibel berühren – niemals!

Manche von euch halten es wahrscheinlich für eine schlimme Sache, dass wir uns in Vereinen, Stadtvierteln und Gemeinden, unter Studentinnen und sogar als Schülerinnen in farbigen Schulen je nach der Tönung unserer Haut – je heller, desto besser – zusammenschließen. Aber wie sonst sollen wir uns einen Rest von Würde bewahren? Wie sonst kann man vermeiden, im Drugstore angespuckt und an der Bustür weggedrückt zu werden, oder im Rinnstein gehen zu müssen, damit die Weißen den ganzen Bürgersteig für sich haben, oder beim Einkauf für die Papiertüte zahlen zu müssen, die der Weiße umsonst kriegt? Ganz abgesehen von den Beschimpfungen. Von alldem und noch vielem anderen habe ich gehört. Meiner Mutter freilich wurde es, dank ihres hellen Teints, niemals verwehrt, im Kaufhaus einen Hut anzuprobieren oder die Toilette zu benutzen. Und mein Vater konnte Schuhe im Hauptraum eines Schuhgeschäfts anprobieren statt in einem Hinterzimmer. Nie hätten es die beiden sich erlaubt, aus einem Trinkbrunnen «nur für Farbige» zu trinken, selbst wenn sie vor Durst gestorben wären.

Ich sage es ungern, aber vom ersten Augenblick an, schon in der Wöchnerinnenstation, war mir das Baby Lula Ann peinlich. Anfangs war seine Haut bleich, wie bei allen Neugeborenen, selbst den afrikanischen, aber sie wandelte sich schnell. Ich dachte, ich werde wahnsinnig, als sie direkt vor meinen Augen blauschwarz wurde. Eine Minute lang war ich tatsächlich wahnsinnig, weil ich – nur für ein paar Sekunden – eine Decke über Lula Anns Gesicht warf und niederdrückte. Aber ich konnte es nicht tun, so sehr ich auch wünschte, sie wäre nicht mit dieser furchtbaren Farbe geboren worden. Ich dachte sogar daran, sie

irgendwo in ein Waisenhaus zu geben. Und ich fürchtete, eine jener Mütter zu werden, die ihr Kind auf den Stufen vor einer Kirche ablegen. Kürzlich hörte ich von einem Paar in Deutschland, so weiß wie Schnee, das ein dunkelhäutiges Baby bekam, für das es keine Erklärung gab. Zwillinge waren es, glaube ich, der eine weiß, der andere farbig. Aber ich weiß nicht, ob das stimmt. Ich weiß nur, Lula Ann zu stillen war für mich so, als hinge mir ein kleines Negerlein an der Brust. Ich gab ihr die Flasche, kaum dass ich zu Hause war.

Louis, mein Ehemann, ist Schlafwagenschaffner, und als er von seiner Tour zurückkam, starrte er mich an, als sei ich tatsächlich wahnsinnig geworden, und das Kind musterte er, als käme es vom Planeten Jupiter. Er war keiner, der oft fluchte, und als er sagte: «Gottverdammte! Was zum Teufel soll das sein?», war mir klar, dass wir ein Problem hatten. Es war der Anfang vom Ende – die Ursache all der Streitereien zwischen ihm und mir. Es machte unsere Ehe kaputt. Wir hatten drei gute Jahre zusammen, aber als Lula Ann geboren wurde, gab er mir die Schuld und behandelte das Kind wie eine Fremde – schlimmer als das, wie einen Feind.

Er rührte sie nie an. Ich konnte ihn nicht überzeugen, dass ich nie und nimmer mit einem anderen Mann rumgemacht hatte. Für ihn stand fest, dass ich log. Wir stritten hin und her, bis ich ihm sagte, diese Schwärze müsse aus seiner Familie kommen – nicht aus meiner. Danach wurde es richtig schlimm, so schlimm, dass er einfach aufstand und ging und ich mir eine neue, billigere Bleibe suchen musste. Ich wusste genug, um das Kind nicht mitzunehmen, wenn ich mich bei Vermietern vorstellte, lieber holte ich mir eine junge Cousine als Babysitterin. Ich schlug mich durch, so gut ich eben konnte, und mit Lula Ann ging ich sowieso nicht oft raus, denn wenn ich sie im Kinderwagen spazieren fuhr, beugten sich Bekannte oder Fremde zu ihr hinunter, weil sie etwas Nettes sagen wollten, und zuckten dann

zusammen oder schreckten wieder hoch, ehe sie die Stirn runzelten. Das tat weh. Ich hätte die Babysitterin sein können, aber dazu hätten wir die Hautfarbe tauschen müssen. Es war schwer genug, als Farbige – selbst mit einem hellen Teint – eine Wohnung in einem besseren Stadtviertel zu finden. Damals in den Neunzigern, als Lula Ann zur Welt kam, gab es schon Gesetze, die den Vermietern jede Diskriminierung verboten, aber nur wenige hielten sich daran. Sie fanden Vorwände, um dich fernzuhalten. Aber bei Mr. Leigh hatte ich dann Glück. Obwohl er sieben Dollar mehr verlangte, als im Inserat stand, und einen Anfall bekommt, wenn man mit der Zahlung auch nur eine Minute zu spät dran ist.

Ich brachte ihr bei, mich nicht «Mutter» oder «Mama» zu rufen, sondern «Sweetness». Das war sicherer. So schwarz, und mit diesen Lippen, die ich viel zu dick finde, hätte sie die Leute nur verwirrt, wenn sie mich «Mama» genannt hätte. Übrigens hat sie auch eine komische Augenfarbe, rabenschwarz mit einem Stich ins Blaue, etwas Hexenhaftes liegt darin.

Für eine ziemlich lange Zeit waren wir dann nur zu zweit, und ich brauche keinem zu erklären, wie schwer man es als sitzengelassene Ehefrau hat. Louis schien nach seinem Abgang doch eine Spur von Gewissensbissen zu haben, denn ein paar Monate später fand er heraus, wo ich hingezogen war, und fing an, mir monatlich Geld zu schicken, obwohl ich ihn nicht dazu aufgefordert und auch nicht versucht hatte, etwas einzuklagen. Seine Fünfzig-Dollar-Anweisungen und meine Nachtschichten im Krankenhaus machten Lula Ann und mich von der Sozialhilfe unabhängig. Was eine gute Sache war. Ich wünschte, sie würden aufhören, von «Sozialhilfe» zu reden und wieder das Wort gebrauchen, das verwendet wurde, als meine Mutter jung war. Damals sprach man von «Stütze». Klingt viel besser, nach einer kleinen Hilfestellung, während man sich wieder

fängt. Übrigens sind die Mitarbeiter im Sozialamt so stinkig wie Schweinemist. Als ich endlich eine Arbeit fand und sie nicht mehr brauchte, hab ich mehr Geld gemacht, als die je verdient haben. Ich denke, sie waren so stinkig, weil ihre Gehälter so mickrig waren, nur deshalb haben sie uns wie Bettler behandelt. Und noch schlimmer, wenn sie Lula Ann sahen und dann mich anblickten - als wäre ich eine Betrügerin oder so was. Es wurde besser mit den Jahren, aber ich musste immer aufpassen. Höllisch aufpassen, wie ich sie erzog. Ich musste streng sein, sehr streng. Lula Ann musste lernen, wie man sich benimmt, wie man auf der Hut ist und keinen Ärger macht. Es ist mir egal, wie oft sie ihren Namen ändert. Ihre Farbe ist ein Kreuz, das sie immer zu tragen haben wird. Aber es ist nicht meine Schuld. Ich kann nichts dafür. Ich kann nichts dafür. Ich nicht.

## Bride

Ich habe Angst. Etwas Schlimmes passiert mit mir. Es kommt mir vor, als würde ich wegschmelzen. Ich kann es nicht erklären, aber ich weiß genau, wann es anfang. Es begann, nachdem er gesagt hatte: «Du bist nicht die Frau, die ich will.»

«Bin ich auch nicht.»

Ich weiß bis heute nicht, warum ich das sagte. Es platzte einfach aus mir heraus. Aber als er meine schnippische Entgegnung hörte, warf er mir einen hasserfüllten Blick zu und fuhr in seine Jeans. Dann packte er seine Stiefel und das T-Shirt, und als ich die Tür zuknallen hörte, fragte ich mich für einen Sekundenbruchteil, ob das nicht nur unserem blöden Streit ein Ende machte, sondern uns, unserer Beziehung. Aber das konnte nicht sein. Jede Minute würde ich den Schlüssel im Schloss hören, das Geräusch der sich öffnenden und wieder schließenden Tür. Doch dann verging die Nacht und ich hörte nichts davon. Ich hörte gar nichts. Was soll das? Ich bin nicht aufregend genug? Nicht hübsch genug? Ich darf keine eigenen Gedanken haben? Nichts tun, was ihm nicht passt? Als ich am Morgen aufwachte, war ich wütend. Und froh, dass er weg war, denn offensichtlich hatte er mich nur benutzt, schließlich hatte ich Geld und einen Schlitz. Ich war so was von geladen, wenn ihr mich gesehen hättet, hättet ihr geglaubt, ich wäre diese ganzen sechs Monate in Untersuchungshaft ohne Anhörung und Anwalt mit ihm zusammengesperrt gewesen, und dann hätte der Richter die ganze Sache abgeblasen – den Fall ad acta gelegt oder sich geweigert, überhaupt einen Verhandlungstermin anzusetzen. Egal, ich habe weder gewinselt noch geweint oder geklagt. Er hat etwas gesagt. Ich habe zugestimmt. Er kann mich mal. Im Übrigen war unsere Affäre nichts Besonderes – auch nicht der halbwegs gewagte Sex, den ich mir genehmigte. Jeden-

falls hatte er nichts mit diesen Doppelseiten in Modemagazinen gemein, auf denen Paare halb nackt in der Brandung stehen und wild und rücksichtslos aussehen, ihr Sex wirkt wie ein Blitzschlag, und der Himmel ist verfinstert, damit ihre Haut leuchtet. Ich mag diese Anzeigen. Aber unsere Affäre konnte nicht mal mit einem alten Rhythm-and-Blues-Song mithalten, so einer Melodie mit diesem Pulsschlag, der fiebrig macht. Auch nicht mit den verzuckerten Zeilen eines Blues aus den Dreißigern – «Baby, ach Baby, wie bist du zu mir? Was du willst, ich tu's, wohin du gehst, ich geh mit dir.» Warum ich uns immer wieder mit Hochglanzbildern und Musik verglich, weiß ich nicht, aber es war ein großer Kitzel, mich auf *I Wanna Dance with Somebody* festzulegen.

Am nächsten Tag regnete es. Kugelhagel gegen Fensterscheiben, gefolgt von kristallinen Tropfenspuren. Ich widerstand der Versuchung, auf den Bürgersteig vor meiner Eigentumswohnung runterzuschauen. Ohnehin wusste ich, was es da zu sehen gab – dreckige Palmen am Straßenrand, Bänke in diesem heruntergekommenen kleinen Park, vereinzelt Fußgänger, wenn überhaupt, und weit hinten ein Streifen Meer. Ich verkniff mir jeden Wunsch, er möge zurückkommen. Sobald die leiseste Sehnsucht nach ihm spürbar wurde, drückte ich sie sofort weg. Gegen Mittag entkorkte ich eine Flasche Pinot grigio und ließ mich aufs Sofa sinken, dessen Samt- und Seidenkissen so tröstlich waren wie nur irgendwessen Arme. Fast, jedenfalls. Denn ich muss zugeben, dass er ein schöner Mann ist, makellos geradezu, wenn man von einer winzigen Narbe an der Oberlippe und einer an der Schulter absieht, die hässlicher ist – ein orangeroter Klecks mit einem Schweif. Aber sonst ist er vom Scheitel bis zur Sohle ein Prachtexemplar von Mann. Ich selbst muss mich auch nicht verstecken, also könnt ihr euch vorstellen, wie wir als Paar gewirkt haben. Nach ein oder zwei Gläsern Wein war ich ein wenig angeschickert

und beschloss, meine Freundin Brooklyn anzurufen und ihr alles zu erzählen. Wie er mich mit acht Worten härter getroffen hatte als mit einer Faust: Du bist nicht die Frau, die ich will. Wie mich diese Worte so verwirrt hatten, dass ich ihnen zustimmte – so dumm. Aber dann überlegte ich es mir anders und rief doch nicht an. Ihr kennt das alle. Nichts Neues. Der Typ zieht Leine, und du weißt nicht, warum. Außerdem war im Büro so viel los, dass ich meine beste Freundin und Kollegin nicht mit Klatschgeschichten über ein weiteres Beziehungs-Aus behelligen wollte. Gerade jetzt nicht. Ich bin jetzt Bezirkschefin, und das ist so was wie ein Kapitän, der darauf achten muss, wie er zu seiner Besatzung steht. Unsere Firma, die *Sylvia Inc.*, ist ein kleines Kosmetik-Unternehmen, das endlich in die Gänge kommt, von sich reden zu machen beginnt und seine altbackene Vergangenheit abwirft. Früher, in den Vierzigern, war es die *Sylph – Korsettagen für die Dame von Geschmack*, dann wurde es unter neuen Eigentümern zur *Sylvia Textilien* und dann zur *Sylvia Inc.*, bis es mit sechs coolen Kosmetiklinien durch die Decke ging. Eine davon ist meine. Ich hab sie *YOU, GIRL* getauft: *Cosmetics for Your Personal Millennium*. Sie richtet sich an Mädchen und Frauen aller Hautschattierungen, von Ebenholz über Limonade bis zu Milch. Und sie ist meins, alles meins – die Idee, die Marke, die Kampagne.

Ich spreizte wohligh die Zehen unter dem Seidenkissen und musste unwillkürlich lächeln, als ich den lächelnden Lippenstiftabdruck auf meinem Weinglas sah. Was sagst du jetzt, Lula Ann?, dachte ich. Hast du je davon zu träumen gewagt, dass du einmal so klasse, so erfolgreich sein würdest? Vielleicht war *sie* die Frau, die er wollte. Aber Lula Ann Bridewell ist nicht mehr zu haben, und sie war nie eine Frau. Lula Ann war mein sechzehnjähriges Ich, das diesen dumpfen Landei-Namen ablegte, als es die Highschool verließ. Zwei Jahre lang war ich Ann Bridewell, bis ich mich um einen Verkaufsjob bei *Sylvia Inc.* bewarb und meinen



Namen spontan zu Bride kürzte, einem platzsparenden Ein-silber, den sich jeder merken kann. Kunden und Vertreter mögen ihn, aber er hat ihn nie benutzt. Er nannte mich meistens «Baby». «Hey, Baby», «komm schon, Baby». Und manchmal sagte er: «Mein Mädchen», mit der Betonung auf *mein*. Als Frau bezeichnete er mich nur ein einziges Mal, an dem Tag, als er ging.

Je mehr Wein ich intus hatte, desto glücklicher war ich, ihn los zu sein. Kein Zeitvertändeln mehr mit einem Rätselhaften, von dem völlig unklar war, wie er seinen Lebensunterhalt verdiente. Einem ehemaligen Kriminellen, so viel stand fest, auch wenn er nur gelacht hatte, als ich wissen wollte, was er eigentlich so trieb, wenn ich im Büro war. Hing er nur rum? Ging er spazieren? Traf er sich mit irgendwem? Er sagte, seinen samstäglichen Nachmittagsausflügen in die Innenstadt lägen keineswegs Termine bei Bewährungshelfern oder Drogentherapeuten zugrunde. Aber er sagte nie, was dann dahintersteckte. Ich erzählte ihm alles von mir; er erzählte nichts, sodass ich meiner Phantasie freien Lauf ließ und mir TV-Dramen rund um seine Person ausmalte: Er war ein V-Mann mit neuer Identität, ein Anwalt mit Berufsverbot. Was auch immer. In Wahrheit war es mir egal.

Genau besehen, war der Zeitpunkt seines Abgangs für mich ideal. Wenn er aus meinem Leben und aus meiner Wohnung verschwunden war, konnte ich mich besser auf die Markteinführung von YOU, GIRL konzentrieren und, ebenso wichtig, einen Schwur einlösen, den ich schon lange, ehe ich ihn kennenlernte, vor mir selbst abgelegt hatte – genau deswegen hatten wir uns gestritten in dieser Nacht, in der er «Du bist nicht die Frau ...» sagte. Von [www.justizvollzug.org/entlassung-aufbewahrung/kalender](http://www.justizvollzug.org/entlassung-aufbewahrung/kalender) wusste ich, dass die Zeit gekommen war. Ich hatte diese Reise seit einem Jahr geplant und sorgsam ausgewählt, was eine frisch Entlassene brauchen wür-

de. Fünftausend Dollar in bar hatte ich im Lauf der Jahre zur Seite gelegt, einen Geschenkgutschein für Tickets von Continental Airlines im Wert von dreitausend Dollar hatte ich gekauft. Ich steckte eine Promo-Box von YOU, GIRL in eine brandneue Louis-Vuitton-Shoppingtasche - all das zusammen würde sie weit bringen. Oder sie zumindest beruhigen, ihr das Vergessen erleichtern, dem Unglück, der Hoffnungslosigkeit, der Langeweile das Ätzende nehmen. Na gut, die Langeweile konnte man vergessen, ein Gefängnis ist kein Kloster. Er begriff nicht, warum mir diese Reise so wichtig war, und in der Nacht, in der wir uns wegen meines Schwurs stritten, lief er weg. Wahrscheinlich fühlte sein kostbares Ego sich entwertet, weil ich eine gute Tat tun wollte, aber nicht für ihn. Dieser selbstsüchtige Bastard. Ich zahlte die Miete, nicht er, und das Dienstmädchen bezahlte ich auch. Wenn wir in Clubs oder zu Konzerten gingen, fuhren wir in meinem schönen Jaguar oder in Leihwagen, die ich mietete. Ich kaufte ihm schicke Hemden - die er allerdings nie trug - und erledigte alle Einkäufe. Und überhaupt - ein Schwur ist ein Schwur, erst recht, wenn man ihn vor sich selbst ablegt.

Als ich mich für die Fahrt umzog, bemerkte ich zum ersten Mal etwas Seltsames. Mein Schamhaar war bis aufs letzte Härchen verschwunden. Nicht entfernt, wie durch Rasur oder Waxing, sondern verschwunden, wie ausradiert, so als wäre es nie da gewesen. Beunruhigt fuhr ich mir mit den Fingern durch mein Kopfhaar, um zu sehen, ob es mir ausfiel, aber es war so dicht und glatt wie eh und je. Eine Allergie? Vielleicht eine Hautkrankheit? Es war unheimlich, aber für den Augenblick blieb mir nichts anderes übrig, als mir Sorgen zu machen und einen Besuch bei einem Dermatologen zu planen. Ich musste los, wenn ich nicht zu spät kommen wollte.

Andere mögen die Landschaft beiderseits des Highways hübsch finden, aber sie ist so voll von Nebenstraßen, Aus-

fahrten, Parallelsuren, Überführungen, Warnzeichen und Verkehrsschildern, dass man sich beim Fahren fühlt, als müsse man gleichzeitig Zeitung lesen. Eine Qual. Neben gelben Gefahrenzeichen blitzten silberne und goldene auf. Ich blieb in der rechten Spur und bremste ab, weil ich von früheren Fahrten auf dieser Ausfallstraße wusste, dass die Ausfahrt Norristown leicht zu übersehen war und im Umkreis von einer Meile kein Schild auf die Existenz eines Gefängnisses in dieser Gegend hinwies. Wahrscheinlich wollen sie vor den Touristen verheimlichen, dass ein Teil der renaturierten Wüste, für die Kalifornien berühmt ist, bösen Frauen als Heimstatt dient. Das *Decagon Women's Correctional Center*, am Ortsrand von Norristown gelegen, wird von einer Privatfirma betrieben und genießt bei den Ortsansässigen kultische Verehrung, weil es Arbeitsplätze schafft - beim Besucherservice, beim Wachpersonal, den Seelsorgern, in der Cafeteria, beim medizinischen Dienst und vor allem bei den Bauarbeitern, die Straße und Zäune in Ordnung halten und Flügel um Flügel an den Komplex anbauen, um der steigenden Flut gewalttätiger Sünderinnen Herr zu werden, die blutiger Frauenkriminalität nachgehen. Zum Glück für den Staat zahlt sich Verbrechen aus.

Die paar Mal, die ich bisher zu Decagon gefahren war, hatte ich nie versucht, unter irgendeinem Vorwand ins Innere zu gelangen. Ich hatte immer nur sehen wollen, wo das Ladymonster - so war sie genannt worden - für fünfzehn der ihm aufgebrummten mindestens fünfundzwanzig Jahre hinter Gittern saß. Diesmal war es anders. Sie ist vorzeitig entlassen worden, auf Bewährung, und wenn die Angaben der Justizverwaltung stimmen, wird Sofia Huxley heute durch die Gittertore schreiten, hinter die ich sie verbannt habe.

Weil es den Betreibern von Decagon vor allem ums Geld geht, könnte man meinen, dass ein Jaguar dort nicht weiter auffällt. Aber hinter den Bussen am Straßenrand, den alten

Toyotas und gebrauchten Pick-ups wirkte mein Wagen, so schnittig und rattengrau und mit diesem schicken Wunschkennzeichen, wie eine Waffe. Und doch war er weniger unheimlich als die weißen Limousinen, die ich dort geparkt gesehen habe – die Motoren leise blubbernd, die Chauffeure an blitzende Chromteile gelehnt. Im Ernst, wer braucht einen Chauffeur, der herspringt, dir die Tür aufhält und dich schnellstmöglich wegbringt? Eine Luxus-Puffmadam vielleicht, die es nicht erwarten kann, wieder zu den Designerlaken in ihrem geschmackvollen VIP-Bordell zurückzukommen. Oder vielleicht eine junge Nutte, die schleunigst wieder im Salon irgendeines plüschigen, runtergekommenen Privatclubs sitzen will, um im Kreis guter Freunde mit dem Zerfetzen der Gefängnis-Unterwäsche ihre Freilassung zu feiern. Das Sortiment von *Sylvia Inc.* wäre nichts für sie. Unsere Produkte sind zwar sexy genug, aber nicht teuer genug. Wie all die kleinen Lichter im Sexgeschäft glaubt die junge Nutte, dass teurer gleich besser ist. Wenn sie nur wüsste. Aber glitzernden Lidschatten oder Lipgloss mit Goldglitter von YOU, GIRL könnte sie trotzdem kaufen.

Heute stehen keine Limousinen herum, wenn man den großen Lincoln mit Trennscheibe nicht rechnet. Der Rest sind runtergewirtschaftete Toyotas und alte Chevys, dazwischen schweigende Erwachsene und unruhige Kinder. Der alte Mann an der Bushaltestelle kramt in einer Schachtel Cheerios herum, auf der Suche nach dem letzten süßen Kringel Haferkleie. Er trägt altmodische Schuhe mit Flügelkappe und nagelneue Jeans. Seine Basecap, seine braune Weste über einem weißen Hemd schreien ihre Herkunft aus der Kleiderspende der Heilsarmee heraus, aber sein Verhalten ist formvollendet, geziert geradezu. Er hat die Beine übereinandergeschlagen und inspiziert jede trockene Getreideflocke, als handle es sich um eine erlesene Weinbeere, eigens für ihn von den Gärtnern bei Hofe gepflückt.

Vier Uhr nachmittags, es wird jetzt nicht mehr lange dauern. Huxley, Sofia, alias 0 071 140, wird nicht während der Besuchszeiten entlassen werden. Um Punkt halb fünf steht nur noch der Lincoln da, wahrscheinlich der Wagen eines Anwalts mit einer Krokodilstasche voller Papiere, Geldscheine und Zigaretten. Die Zigaretten für seinen Mandanten, das Geld für die Zeugen und die Papiere, damit es nach Arbeit aussieht.

«Geht's dir gut, Lula Ann?» Die Stimme der Staatsanwältin hatte behutsam geklungen, ermutigend, aber ich konnte sie kaum verstehen. «Du brauchst keine Angst zu haben. Sie kann dir nichts tun.»

Nein, kann sie nicht, und verdammt, da kommt sie. Nummer 0 071 140. Selbst nach fünfzehn Jahren könnte ich sie nie mit jemand anderem verwechseln, schon wegen ihrer Größe, über eins achtzig. Nichts hat sie schrumpfen können, die Riesin aus meiner Erinnerung, die größer war als der Gerichtsdienner, als der Richter, als die Anwälte und fast so groß wie die Polizisten. Nur ihr Ehemann und Mitmonster kam ihr an Körpergröße gleich. Niemand bezweifelte, dass sie das schreckliche Scheusal war, das die zornbebenden Eltern in ihr sahen. «Man braucht ihr nur in die Augen zu schauen», flüsterten sie. Überall im Gerichtsgebäude, auf der Damentoilette, auf den Bänken im Flur flüsterten sie: «Eine eiskalte Schlange ist das.» - «Mit zwanzig? Wie kann eine Zwanzigjährige so was mit Kindern machen?» - «Na hör mal! Du brauchst ihr nur in die Augen zu schauen. Ein Blick, alt wie das Unheil.» - «Mein kleiner Junge kommt da nie drüber weg.» - «Eine Teufelin.» - «Ein Miststück.»

Jetzt erinnern die Augen mehr an ein Kaninchen als an eine Schlange, aber die Körpergröße ist noch die gleiche. Sonst hat sich vieles verändert. Sie ist dürr wie eine Bohnenstange, Slip in XS, Körbchengröße A, falls sie überhaupt einen BH trägt. Ein wenig GlamGlo könnte sie auch vertra-

gen, Anti-Falten-Creme, und ihr käsiger Teint würde von Juicy Bronze profitieren.

Als ich aus dem Jaguar steige, denke ich keine Sekunde daran, ob sie mich erkennen wird. Ich gehe einfach auf sie zu und frage: «Kann ich Sie mitnehmen?»

Sie wirft mir einen kurzen, gleichgültigen Blick zu, dann starrt sie die Straße hinunter. «Danke, kein Bedarf.»

Ihre Lippen beben. Einst waren sie schmal, scharfe Rasierklingen, die ein Kind zerfetzen konnten. Ein wenig Botox und der Tango-Stift ohne Glitzer hätten ihre Mundpartie weicher gemacht und das Gesicht vielleicht zu ihren Gunsten beeinflusst. Nur, dass es damals noch kein YOU, GIRL gab.

«Werden Sie abgeholt?» Ich lächle.

«Taxi», erwidert sie.

Zum Lachen. Sie steht einer Fremden Rede und Antwort, pflichtschuldig, als wäre sie's gewohnt. Kein «Was geht Sie das an?» oder gar «Wer zum Teufel sind Sie überhaupt?», stattdessen eine weitere Erklärung: «Ich hab schon eins bestellt. Das heißt, die an der Pforte haben's bestellt.»

Als ich näher zu ihr trete und die Hand ausstrecke, um sie am Arm zu fassen, fährt das Taxi vor, und sie packt blitzschnell wie ein Geschoss den Türgriff, schmeißt ihre kleine Packtasche rein und knallt die Tür zu. Ich hämmere gegen die Scheibe, rufe «Moment! Warten Sie!» Zu spät. Das Taxi wendet im Stil eines Rallyefahrers.

Ich hetze zu meinem Wagen. Ihnen zu folgen ist kein Problem. Ich überhole das Taxi sogar, damit sie nicht merkt, dass ich sie verfolge. Das erweist sich als Fehler. Ich wechsele gerade auf die Abbiegespur, als das Taxi in Richtung Norristown an mir vorbeischießt. Kies knirscht unter meinen Rädern, als ich bremse, zurückstoße und die Verfolgung wiederaufnehme. Die Straße nach Norristown wird von einförmigen, ordentlichen Häusern gesäumt, die in den Fünfigern errichtet und seitdem immer wieder erweitert wur-

den – ein Wintergarten an der Seite, ein zweiter Stellplatz für die Garage, eine Terrasse zum Hof. Die Straße sieht aus wie eine Kindergartenzzeichnung von hellblauen, weißen oder gelben Häusern mit grasgrünen oder knallroten Türen, die schmuck auf weiten Rasenflächen stehen. Es fehlt nur noch eine Pfannkuchensonne mit einem breiten Strahlenkranz rundherum. Jenseits der Häuser, bei einem Einkaufszentrum, das so bleich und traurig wirkt wie «leichtes» Bier, kündigt das Ortsschild den Beginn der Stadt an. Gleich daneben steht ein größeres Schild, das auf Eva Deans Motel und Restaurant verweist. Das Taxi biegt ein und hält vor dem Eingang. Sie steigt aus und bezahlt den Fahrer. Ich rolle hin und parke ein Stück abseits, beim Restaurant. Auf dem Parkplatz steht nur noch ein weiterer Wagen – ein schwarzer SUV. Ich bin sicher, dass sie sich mit jemandem trifft, aber nach wenigen Minuten am Empfang geht sie geradewegs ins Restaurant und setzt sich an einen Tisch am Fenster. Ich kann sie gut sehen und beobachte, dass sie die Speisekarte studiert wie eine Sonderschülerin oder jemand, der gerade Englisch als Fremdsprache lernt – mit stummen Lippenbewegungen und einem Finger, der von Wort zu Wort wandert. Welch ein Wandel. Das ist die Lehrerin, die Kindergartenkinder Apfelringe schneiden ließ für den Buchstaben *O*, die Brezeln formte für ein *B*, die aus Wassermelonenscheiben ein *Y* herauschnitt. All das, um *Boy* zu buchstabieren – das Wort, das ihr, wie die Frauen vor den Spiegeln in der Damentoilette einander zuflüsterten, am allermeisten bedeutete. Obst als Köder spielte in den Zeugenaussagen vor Gericht eine wichtige Rolle.

Schaut euch an, wie sie isst. Die Kellnerin stellt einen Teller nach dem anderen vor sie hin. Verständlich, mehr oder weniger, diese erste Mahlzeit nach dem Knast. Sie schlingt in sich rein wie eine Gehetzte, wie eine, die seit Wochen ohne Nahrung oder Wasser übers Meer getrieben ist und sich gerade fragt, ob es ihrem sterbenden Leidensge-

nossen noch was ausmacht, wenn sie sich an seinem Fleisch sättigt, solange es noch da ist. Keine Sekunde wendet sie ihren Blick vom Essen, sticht oder schneidet in ein Gericht, löffelt von einem anderen, alles durcheinander. Sie trinkt keinen Schluck, streicht keine Butter aufs Brot, erlaubt sich nichts, was ihr rasendes Schlingen verzögern könnte. In zehn oder zwölf Minuten ist alles vorbei. Dann zahlt sie, steht auf und eilt den Gehweg hinunter. Was jetzt? Den Zimmerschlüssel in der Hand und ihre Tasche über der Schulter, bleibt sie abrupt stehen und biegt in einen Durchlass zwischen zwei Wandsegmenten ein. Ich springe aus meinem Wagen und folge ihr, fast rennend, bis ich würgende Kotzgeräusche höre. Also verberge ich mich hinter dem SUV, bis sie wieder zum Vorschein kommt.

3A steht auf der Zimmertür, die sie aufsperrt. Ich bin bereit. Ich achte darauf, dass mein Klopfen dringend klingt, keinen Widerspruch duldend, aber nicht bedrohlich.

«Ja?» Ihre Stimme zittert im demütigen Tonfall jener, die darauf dressiert sind, zu gehorchen.

«Mrs. Huxley. Bitte öffnen Sie.»

Schweigen, dann: «Ich, ähm ... Mir ist schlecht.»

«Ich weiß», sage ich mit einem strafenden Unterton, damit sie glaubt, es ginge um die Kotze, die sie hinterlassen hat. «Machen Sie auf!»

Sie öffnet und steht barfuß da, ein Handtuch in der Hand. Sie wischt sich den Mund ab. «Ja?»

«Wir müssen uns unterhalten.»

«Unterhalten?» Ihre Augenlider flattern, aber die angemessene Frage – «Wer sind Sie überhaupt?» – stellt sie nicht.

Ich schiebe mich an ihr vorbei, schlenkere die Louis-Vuitton-Tasche voraus. «Sie sind Sofia Huxley, richtig?»

Sie nickt, ein winziges Aufblitzen von Angst in den Augen. Ich bin schwarz wie die Mitternacht und ganz in Weiß gekleidet, was ihr vielleicht wie eine Uniform vorkommt,



sodass sie mich für irgendeine Amtsperson hält. Ich will sie beruhigen und halte die Shoppingtasche hoch und sage: «Schon gut. Setzen wir uns. Ich hab hier etwas für Sie.» Sie blickt weder auf die Tasche noch mir ins Gesicht. Sie starrt auf meine Schuhe mit den mörderischen High Heels und den gefährlich zugespitzten Kappen.

«Was soll ich tun?», fragt sie.

So eine kleine, besänftigende Stimme, die nach fünfzehn Jahren hinter Gittern weiß, dass es nichts umsonst gibt. Niemand gibt etwas, ohne eine Gegenleistung zu erwarten. Was es auch sei - Zigaretten, Zeitschriften, Tampons, Briefmarken, Marsriegel oder eine Dose Erdnussbutter -, jede Gabe hängt an Fäden, die zäh sind wie Angelschnüre.

«Nichts. Sie brauchen gar nichts zu tun.»

Jetzt wandert ihr Blick von meinem Schuhen zu meinem Gesicht, ein undurchdringlicher Blick, der nichts wissen will. Also beantworte ich die Frage, die ein normaler Mensch gestellt hätte. «Ich hab gesehen, wie Sie aus Decagon rausgekommen sind. Niemand hat Sie abgeholt. Ich hab Ihnen angeboten, Sie mitzunehmen.»

«Sie waren das?» Sie runzelt die Stirn.

«Ja. Ich.»

«Kennen wir uns?»

«Ich heiße Bride.»

Sie kneift die Augen zusammen. «Soll da etwas klingeln bei mir?»

«Nein», sage ich und lächle. «Sehen Sie, was ich Ihnen mitgebracht habe.» Ich kann nicht widerstehen, stelle meine Tasche auf das Bett und hole die Musterpackung von YOU, GIRL heraus. Obenauf lege ich die zwei Umschläge - den schmalen mit dem Geschenkgutschein der Fluglinie und dann den fetten mit den fünftausend Dollars. Etwa zweihundert für jedes Jahr, wenn sie ihre Strafe vollständig abgessen hätte.

Sofia starrt die Präsentation an, als wären die Gaben vergiftet. «Wofür soll das sein?»

Ich frage mich, ob die Haft ihrem Gehirn zugesetzt hat. «Es ist in Ordnung», sage ich. «Nur ein paar Dinge, die Ihnen helfen können.»

«Helfen wobei?»

«Beim Neuanfang. Bei Ihrem neuen Leben.»

«Meinem Leben?» Irgendetwas stimmt nicht. Sie klingt, als müsse man ihr das Wort erklären.

«Genau!» Noch immer lächle ich. «Ihr neues Leben.»

«Warum? Wer hat Sie geschickt?» Ihr Blick ist jetzt interessiert, nicht furchtsam.

«Sie werden sich nicht mehr an mich erinnern.» Ich zucke die Achseln. «Warum sollten Sie auch? Lula Ann. Lula Ann Bridewell. Beim Prozess? Ich war eines der Kinder, die -»

Mit der Zunge taste ich durch das Blut. Meine Zähne sind alle noch da, aber ich scheine nicht aufstehen zu können. Ich spüre, dass mein linkes Augenlid herunterhängt, und mein rechter Arm ist wie tot. Die Tür geht auf, und all die Geschenke, die ich mitgebracht habe, fliegen mir um die Ohren, eins nach dem anderen, auch die Vuitton-Tasche. Die Tür knallt zu, dann geht sie noch mal auf. Mein schwarzer High-Heel-Schuh landet auf meinem Rücken, dann rutscht er runter neben meinen linken Arm. Ich greife danach und stelle erleichtert fest, dass sich dieser Arm, im Gegensatz zum rechten, bewegen lässt. Ich versuche, «Hilfe!» zu rufen, aber mein Mund gehört jemand anderem. Ich krieche eine kurze Strecke und versuche aufzustehen. Meine Beine funktionieren, und so sammle ich die Geschenke auf, stopfe sie in die Tasche und humple, einen Schuh am Fuß, den anderen zurücklassend, zu meinem Wagen. Ich fühle nichts. Ich denke nichts. Nicht, bis ich im Außenspiegel mein Gesicht sehe. Mein Mund sieht aus, als wäre er vollgestopft mit roher Leber; eine ganze Seite des Ge-

sichts ist aufgekratzt; mein rechtes Auge ist ein Veilchen. Ich will nur noch weg hier – kein Notruf, das dauert zu lange, und ich will nicht, dass mich irgendein ahnungsloser Motelmanager anstarrt. Polizei. Irgendwo in diesem Ort muss es Polizei geben. Den Anlasser, den Wählhebel, das Lenkrad nur mit der linken Hand zu bedienen – die rechte liegt kraftlos auf meinem Oberschenkel – erfordert Konzentration. Volle Konzentration. Deshalb bin ich mitten in Norristown und sehe schon das Schild mit dem Pfeil, der zur Polizei weist, als mir schlagartig klarwird: Die Polizisten werden ein Protokoll anlegen, sie werden die Beschuldigte anhören, sie werden zu Beweiszwecken ein Foto meines verwüsteten Gesichts machen. Und wenn die Lokalzeitung Wind von der Sache und das Foto in die Hand bekommt? Die Peinlichkeit wäre gar nichts, verglichen mit der Häme, mit der über YOU, GIRL gewitzelt würde. Von YOU, GIRL zu BUH, GIRL.

Hämmernder Schmerz macht es mühsam, mein Handy herauszuziehen und Brooklyn anzurufen, den einen Menschen, dem ich vertrauen kann.

## Brooklyn

Sie lügt. Wir sitzen in einem Loch von Krankenhaus, nachdem ich über zwei Stunden gefahren bin, bis ich dieses Kaff gefunden hatte. Dann musste ich ihren Wagen suchen, der im Hinterhof einer geschlossenen Polizeiwache stand. Klar, dass die Wache zu war, wir haben Sonntag, da sind nur die Kirchen und der Wal-Mart offen. Sie war hysterisch, als ich sie fand, blutverschmiert und aus einem Auge weinend, das andere zu geschwollen, um Tränen zu vergießen. Armes Ding. Irgendjemand hat eines dieser Augen ruiniert, deren Fremdheit alle in ihren Bann gezogen hat – groß, schräg, mit einem leichten Schlupflid und einer seltsamen Farbe, wenn man bedenkt, wie schwarz ihre Haut ist. Außerirdische Augen, so hab ich sie genannt, aber die Kerle finden sie natürlich einfach scharf.

Nun gut, als ich diese kleine Notfallambulanz vis-à-vis vom Parkplatz des Einkaufszentrums endlich entdeckt habe, muss ich sie beim Gehen stützen. Sie humpelt, hat nur einen Schuh an. Endlich nimmt sich eine Schwester mit Glupschaugen unserer an. Sie ist baff, was für ein Paar ihr da hereinschneit: eine junge Weiße mit blonden Rastazöpfen und eine Tiefschwarze mit seidigen Locken. Es dauert eine Ewigkeit, bis Formulare unterschrieben und die Versicherungskarten registriert sind. Dann setzen wir uns hin und warten auf den Arzt vom Bereitschaftsdienst, der, keine Ahnung, in irgendeinem weit entfernten Nest wohnt. Bride sagt kein Wort, während ich sie fahre, aber im Wartezimmer legt sie los mit der Lügenstory.

«Ich bin ruiniert», flüstert sie.

«Nein», sage ich, «bist du nicht. Gib dir Zeit. Erinnerst du dich, wie das Gesicht von Grace nach dem Lifting aussah?»

«Bei ihr war ein Chirurg am Werk. Bei mir nicht.»

Ich drücke sie. «Also erzähl schon. Was ist passiert, Bride? Wer war er?»

«Wer war wer?» Sie fasst sich vorsichtig an die Nase, atmet aber durch den Mund.

«Der Kerl, der dich halb totgeschlagen hat.»

Sie hustet ziemlich lange, und ich reiche ihr ein Taschentuch. «Hab ich gesagt, dass es ein Kerl war? Nicht dass ich wüsste.»

«Willst du behaupten, dass eine Frau das gemacht hat?»

«Nein», sagt sie. «Nein, es war ein Kerl.»

«Wollte er dich vergewaltigen?»

«Nehm ich an. Wahrscheinlich wurde er gestört. Er hat mich zusammengeschlagen, und schon war er weg.»

Alles klar? Nicht einmal eine gute Lüge. Ich bohre weiter. «Er hat dir nichts genommen, Handtasche, Börse, sonst was?»

«Wahrscheinlich ein Pfadfinder», murmelt sie. Ihre Lippen sind geschwollen, und die Zunge hat Probleme mit den Konsonanten, aber sie versucht, über ihren schalen Witz zu lächeln.

«Wer auch immer ihn gestört hat, warum ist dir der nicht zu Hilfe gekommen?»

«Ich weiß es nicht. Ich - weiß - es - nicht!»

Sie schreit und markiert ein Schluchzen, also lenke ich ein. Das eine Auge, das sie offen hat, ist überfordert, und ihr Mund schmerzt wohl zu sehr, um weiterzureden. Fünf Minuten lang sage ich kein Wort, blättere nur durch die Seiten von *Reader's Digest*; dann versuche ich, meine Stimme so normal und beiläufig wie möglich klingen zu lassen. Ich beschliesse, sie nicht zu fragen, warum sie mich angerufen hat und nicht ihren Liebhaber.

«Was hat dich überhaupt hier rauf in diese Gegend geführt?»

«Ich wollte jemanden besuchen. Eine alte Bekanntschaft.» Sie krümmt sich nach vorne, als hätte sie Bauchschmerzen.

«In Norristown? Du kennst hier jemanden?»

«Nein, in der Nähe.»

«Hast du ihn getroffen?»

«Sie. Nein, ich hab sie nicht gefunden.»

«Wer ist sie?»

«Jemand von ganz früher. Nicht aufzufinden. Wahrscheinlich schon tot.»

Sie weiß, dass ich weiß, dass sie lügt. Warum sollte einer, der sie überfällt, nicht ihr Geld nehmen? Irgendeine Schraube ist lockergerüttelt worden bei ihr, sonst würde sie mir keine so bescheuerten Lügen auftischen. Wahrscheinlich ist ihr einfach egal, was ich denke. Als ich ihren kleinen weißen Rock und das Oberteil in die Einkaufstasche gestopft habe, ist mir ein Bündel Hundert-Dollar-Scheine in die Hände gefallen, fünfzig Stück mit einem Gummiband rundrum, außerdem ein Geschenkgutschein einer Fluggesellschaft und Musterpackungen von YOU, GIRL, die noch gar nicht im Handel sind. Capito? Kein Möchtegern-Vergewaltiger braucht Make-up mit Glanzschimmer, aber ein Packen Bargeld für lau? Ich bohre nicht weiter und warte lieber ab, bis sie verarztet ist. Danach, als Bride sich meinen Taschenspiegel vors Gesicht hält, ist mir klar, dass ihr das, was sie sieht, das Herz brechen wird. Ein Viertel ihres Gesichts ist in Ordnung; der Rest ist eine Kraterlandschaft. Hässliche schwarze Nähte, ein zugeschwollenes Auge, ein Verband um die Stirn, die Lippen hart wie ausgestopft, so dass sie ein Wort wie *roh* nicht mehr formen können - und genau so sieht ihre Haut aus, überall gerötet oder blutunterlaufen. Am schlimmsten ist ihre Nase - aufgespreizt wie bei einem Orang-Utan unter einem Mullverband von halber Bagelgröße. Das schöne, unverletzte Auge scheint sich zu ducken, blutig gerändert, so gut wie tot.

Den Gedanken sollte ich mir verbieten. Aber es könnte sein, dass sie ihre Position bei *Sylvia Inc.* in den Wind schreiben muss. Wie soll sie Frauen von Schönheitsprodukten überzeugen, die ihr selbst nicht helfen können? Auf der ganzen Welt gibt es nicht genug Grundierung von YOU, GIRL, um vernarbte Augen, eine gebrochene Nase und ein bis auf die rosige Unterhaut zerkratztes Gesicht zu verbergen. Selbst wenn viel davon verheilt, wird sie nicht ohne plastische Chirurgie davonkommen, was Wochen und Wochen erzwungener Zurückgezogenheit bedeutet, versteckt hinter Sonnenbrillen und Schlapphüten. Vielleicht bittet man mich zu übernehmen. Nur vorübergehend, natürlich.

«Ich kann nicht essen. Ich kann nicht reden. Ich kann nicht denken.»

Ihre Stimme klingt wimmernd, und sie zittert.

Ich lege den Arm um sie und flüstere: «Hey, Schätzchen, nicht die Mitleidstour. Machen wir, dass wir aus diesem Loch rauskommen. Es gibt nicht mal anständige Toiletten hier, und die Krankenschwester hatte Salat zwischen den Zähnen. Wahrscheinlich hat sie sich zum letzten Mal die Hände gewaschen, als sie von diesem Online-Pflegekurs, den sie belegt hat, ihr Diplom bekam.»

Bride hört auf zu schlottern, rückt die Schlinge zurecht, in der ihr rechter Arm steckt, und fragt: «Du glaubst nicht, dass der Doktor seine Sache gut gemacht hat?»

«Weiß man's?», sage ich. «In diesem Obdachlosenasyll von einer Klinik? Ich fahr dich in ein richtiges Krankenhaus - mit Waschbecken und Toilette im Zimmer.»

«Muss ich nicht erst entlassen werden?» Sie redet wie eine Zehnjährige.

«Also bitte. Wir gehen jetzt. Sofort. Schau, was ich gekauft habe, während du zusammengeflickt wurdest. Eine Trainingshose und Flipflops. Es gibt hier kein anständiges Krankenhaus, aber einen ganz beachtlichen Wal-Mart. Los jetzt. Hoch. Stütz dich auf mich. Wo hat Florence Nightinga-

le deine Sachen hingelegt? Unterwegs besorgen wir uns ein Eis zum Schleckern oder ein Smoothie. Oder einen Milchs-hake. Der ist wahrscheinlich die bessere Medizin. Oder ei-nen Tomatensaft, vielleicht etwas Hühnerbrühe.»

Ich laufe herum, raffe Pillen und Klamotten zusammen, während sie diesen grässlichen, blümchengemusterten Ba-demantel umklammert, den sie vom Krankenhaus bekom-men hat. «Ach, Bride», sage ich, aber meine Stimme klingt rau. «Schau doch nicht so. Es wird alles wieder gut.»

Ich muss langsam fahren; bei jeder Erschütterung, je-dem plötzlichen Spurwechsel wimmert oder stöhnt sie. Ich versuche, sie von den Schmerzen abzulenken.

«Ich wusste gar nicht, dass du dreiundzwanzig bist. Ich dachte, du bist so alt wie ich, einundzwanzig. Ich hab's auf deinem Führerschein gesehen, als ich nach deiner Versi-cherungskarte gesucht hab.»

Sie reagiert nicht, aber ich versuche weiter, ihr ein Lä-cheln zu entlocken. «Dein gutes Auge sieht aber aus wie zwanzig.»

Es bringt nichts. Zum Teufel auch. Genauso gut könnte ich Selbstgespräche führen. Ich beschliesse, sie nur noch nach Hause zu bringen und dort zu installieren. Im Bü-ro werde ich mich um alles kümmern. Bride wird lange im Krankenstand sein, irgendjemand muss ihre Aufgaben übernehmen. Und wer weiß, was daraus wird?

[...]